

Wenn die Joints verglimmen

Die SVP-Politikerin Sabina Geissbühler kämpft unerbittlich für eine drogenfreie Schweiz. Dass der Staat jungen Leuten Heroin verabreicht, löst bei ihr nur Kopfschütteln aus. Auch den straffreien Konsum von Cannabis empfindet sie als Affront. Ist das klug oder extrem? Von Alex Reichmuth und Simon Habegger (Bild)



«Verbot wird immer mehr durchlöchert»: Grossrätin Geissbühler-Strupler.

Der Empfang bei Sabina Geissbühler-Strupler ist herzlich. Sie serviert dem Journalisten belegte Brötchen und Tee. Mit ihrem graumelierten Kurzhaar, den Ohrenringen und dem bunten Halstuch könnte Geissbühler gut als Linke durchgehen. Doch sie sitzt für die SVP im Berner Kantonsparlament, dem Grossen Rat. Und ist dort, vor allem bei Linken, als Hardlinerin verschrien.

Tatsächlich verfolgt die Bernerin ihre politischen Ziele hartnäckig. In Sachen Bildung etwa kämpft sie gegen ständig neue Reformen an den Schulen: dagegen, dass alle Kinder, auch lernbehinderte, in der gleichen Klasse unterrichtet werden; dagegen, dass man bereits ab der dritten Klasse mit dem Französischunterricht beginnt; dagegen, dass immer mehr Kinder in Tagesschulen betreut werden. Sie tritt dafür ein, dass Kinder wenn immer möglich von ihren Eltern umsorgt und erzogen werden,

und bekämpft darum auch den Verfassungsartikel für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, über den am 3. März abgestimmt wird.

Vor allem aber engagiert sich Geissbühler als Politikerin und Präsidentin der Schweizerischen Vereinigung Eltern gegen Drogen für eine Suchtmittelpolitik, die auf die totale Abkehr von Drogen setzt. Ihr ist es unverständlich, dass der Staat jungen Menschen Heroin oder Methadon abgibt und immer mehr abstinenzorientierte Therapiestationen verschwinden. Mit ihrem entschlossenen Auftreten ist Sabina Geissbühler eine Art Galionsfigur im Kampf für eine drogenfreie Schweiz. Unermüdlich wirbt sie an Infoständen und in Medienauftritten für die Ächtung sogenannt weicher und harter Drogen.

Zweimal hat das Schweizervolk die Liberalisierung von Cannabis abgelehnt – zuletzt 2008, als die Volksinitiative «für eine vernünftige

Hanf-Politik» an der Urne Schiffbruch erlitt. Jüngst sind aber die Städte Zürich und Basel vorgeprescht und haben sich erneut für einen straffreien Konsum und Handel von Cannabis eingesetzt. Geissbühler findet dies einen «unglaublichen Affront» – nicht nur angesichts des mehrfachen Neins des Schweizer Volks, sondern auch, weil in Studien die verheerenden Auswirkungen des Kiffens auf Körper und Psyche längst belegt seien. Sie ist auch entsetzt, dass das geltende Verbot von Cannabis immer mehr durchlöchert werde. So beschlossen die eidgenössischen Räte, dass der Besitz von bis zu zehn Gramm Cannabis zum Eigenkonsum gestattet sein soll. Auch sollen Haschischkonsumenten in Zukunft nicht mehr verzeigt, sondern nur noch gebüsst werden. «Bussen sind aber sinnlos, da sie im Gegensatz zu Verzeigungen kaum eine Verhaltensänderung bewirken», ist die SVP-Politikerin überzeugt.

«Tränen in den Augen»

Das Präsidium von Eltern gegen Drogen habe sie in den 1990er Jahren aus Betroffenheit übernommen, sagt Geissbühler. Sie sei damals oft im Berner Kocherpark gewesen, wo sich eine offene Drogenszene gebildet hatte. Dort bekam sie das Elend der Fixer mit. «Ich hatte oft Tränen in den Augen bei ihrem Anblick», erinnert sich Geissbühler. Ihr Engagement gegen Drogen beruhe auch auf Dankbarkeit, dass ihre eigenen vier Kinder nie Probleme mit Suchtmitteln hatten.

Trotz ihres konsequenten Auftretens sieht sich die SVP-Frau keineswegs als Hardlinerin, wie das ihr politische Gegner immer wieder vorwerfen. «Ich bin einfach immer ehrlich, offen und gradlinig», sagt sie. Sie liebe Menschen. Sie liebe insbesondere Kinder, deren Wohl sie mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln fördern wolle. «Ich habe eher ein zu weiches als ein zu hartes Herz», wendet Geissbühler mit Bezug auf den Vorwurf ein, zu hart zu politisieren. Dass sie hartnäckig sein kann, wenn sie von etwas überzeugt ist, bestreitet sie allerdings nicht. Zu dieser Hartnäckigkeit gehört unter anderem die grosse Zahl an Vorstössen, die Geissbühler im kantonalen Parlament einreicht. So regte sie etwa dazu an, an den Schulen auf obligatorischen Sexualunterricht im Unterstufenalter zu verzichten und auch suchtkranke Hundebesitzer zur Hundehalterausbildung zu verpflichten.

Muten solche Vorstösse zum Teil auch etwas exotisch an: Selbst ihre Gegner attestieren Geissbühler in ihren politischen Aktivitäten

Sachkenntnisse und Dossierfestigkeit. Vor allem in den Bereichen Bildung und Erziehung verfügt sie über viel Erfahrung. Sie hat nicht nur vier Kinder grossgezogen, sondern auch fast ein Leben lang als Lehrerin gearbeitet. Ursprünglich liess sich Geissbühler zur Primarlehrerin ausbilden. Später studierte sie Turn- und Sportlehrerin und bildete sich in musikalischer Grundbildung weiter. So wurde ihre berufliche Tätigkeit immer vielfältiger: Geissbühler unterrichtete gleichzeitig als Blockflötenlehrerin und Schwimminstruktorin. Auch riss sie als Pädagogin immer wieder Neues an: In den 1980er Jahren zum Beispiel gründete sie mit einer Kollegin einen sogenannten Bewegungs-Kindergarten, wo die körperliche Betätigung der Kleinen im Zentrum stand.

Mit der Tochter auf der Nationalratsliste 2010, als Geissbühler in den Grossen Rat gewählt wurde, sah sich die engagierte Lehrerin gezwungen, ihre Unterrichtstätigkeit ganz an den Nagel zu hängen. Grund dafür war, dass sie keine Stellvertretung fand, die ihr Pensum während der Sessionen des Kantonsparlaments hätte übernehmen können. Als Primar-, Musik- und Sportlehrerin in einer Person war sie schlicht nicht zu ersetzen.

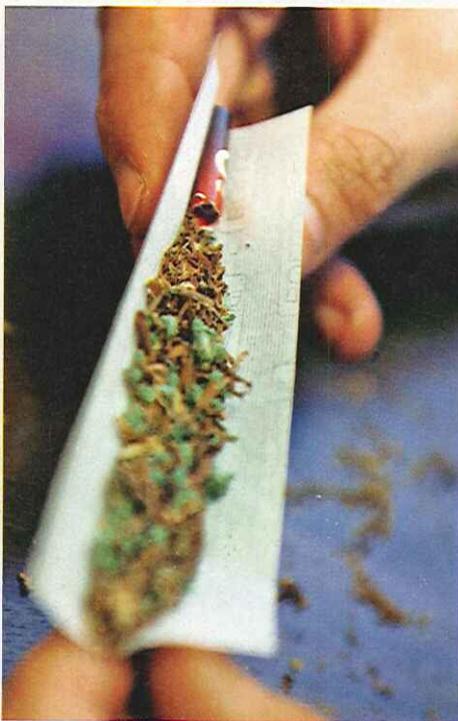
Politisch aktiv war Geissbühler schon längst vor ihrer Wahl in den Berner Grossen Rat. Bereits 1990 trat sie der SVP bei – «der einzigen Partei, deren Ausrichtung einigermaßen meinen Überzeugungen entspricht», wie sie sagt. Bald danach wurde sie in die nationale Bildungskommission der Partei aufgenommen, der sie bis heute angehört. Ein Schlüsselerlebnis hatte Geissbühler 1992, wo sie in Schwyz einen Umzug von Treichlern miterlebte, die gegen den Beitritt zum EWR mobil machten. Es sei eine «ganz tolle Stimmung» gewesen, die sie berührt habe. Fortan engagierte sie sich ebenfalls gegen eine Annäherung der Schweiz an Europa. Neben ihren Kandidaturen für den Grossen Rat war sie auch mehrmals auf der Nationalratsliste der Berner SVP – 2007 sogar zusammen mit ihrer Tochter Andrea, die den Sprung ins nationale Parlament tatsächlich schaffte. Zuvor sei sie mit Andrea ein halbes Jahr «während jeder freien Minute» mit einem Tandem unterwegs gewesen und habe mit Flyern auf die Doppelkandidatur aufmerksam gemacht. So konnte sie eines ihrer liebsten Hobbys – das Velofahren – mit ihrem politischen Engagement verknüpfen.

Der Abschied fällt kurz aus. Sabina Geissbühler muss weiter, es wartet eine Kommissionssitzung. In insgesamt drei SVP-internen Parlamentskommissionen sitzt sie, was gehörig Arbeit gibt. Die wirblige Bernerin kann nicht ruhen. Zu viel gibt es aus ihrer Sicht noch in der Politik und der Gesellschaft zu verändern.

Cannabis

Dümmel, psychotischer, krimineller

Laut Forschungsergebnissen hat Kiffen viele negative Auswirkungen.



Schizophrenie tritt häufiger auf.

Wer häufig Cannabis konsumiert, hat ein höheres Risiko für Krebs in den Lungen und Atemwegen. Kiffen kann zudem die Bildung von Spermien und den Menstruationszyklus beeinträchtigen. Cannabis-Konsum beeinträchtigt allerdings auch Geist und Psyche. Bekannt sind vor allem die unmittelbaren Auswirkungen: Kiffen führt zu allgemeinem Desinteresse und zu Gleichgültigkeit. Auch die Belastbarkeit nimmt ab. Weniger bekannt sind die langfristigen Folgen.

Eine Langzeitstudie eines Wissenschaftlerteams um die Amerikanerin Madeline Meier sorgte im letzten August für Schlagzeilen: Kiffen mache dumm, hiess das Fazit der Studie. Die Forscher hatten gut tausend Neuseeländerinnen und Neuseeländer vom Kindesalter an bis ins Erwachsenenalter begleitet und sie zwischen sieben und 38 mehrmals Intelligenztests absolvieren lassen. Bei den Cannabis-abstinenten Probanden erhöhte sich der Intelligenzquotient während des Erwachsenwerdens leicht, während er bei den Cannabis konsumierenden Probanden um bis zu sechs Punkte fiel. Die Droge wirkte sich umso negativer aus, je früher mit dem Rauchen von Joints begonnen worden war.

Kiffen begünstigt zudem Psychosen – also psychische Störungen, die mit einem Realitätsverlust einhergehen. 2004 gelangte ein schweizerisches Forscherteam zum Schluss, Cannabis könne insbesondere bei den Personen eine Psychose auslösen, die bereits eine Neigung zu dieser Störung haben. Bei bereits bestehender Psychose könne Haschischkonsum die Symptome verstärken. Die Schweizer Forscher warnten zudem, die Psychosen könnten sich auch deshalb häufen, weil der Gehalt des Wirkstoffes THC von Cannabis immer weiter steige. Resultate einer 2007 im renommierten Wissenschaftsmagazin *The Lancet* publizierten Studie besagten, dass Kiffen in jungen Jahren das Risiko einer späteren Psychose um bis zu vierzig Prozent erhöht. Das Risiko hierfür steige dabei entsprechend der Cannabisdosis.

Einige Studien kommen zum Schluss, dass der Konsum von Haschisch das Risiko von Schizophrenie steigert. Eine stammt von der Universität Zürich von 2007. Darin wurden die Daten von etwa 8000 Patienten im Kanton Zürich ausgewertet, bei denen zwischen 1977 und 2005 erstmals Schizophrenie diagnostiziert worden war. Das Resultat der Studie war, dass die Krankheit bei den Altersgruppen, die häufig Cannabis konsumieren, vermehrt auftritt. Die Studie registrierte auch eine Häufung von Schizophrenie in den neunziger Jahren, als besonders viel gekifft wurde. Andere Forscher bemängelten an der Studie, dass diese nicht individuell erfasste, ob die Patienten Cannabis konsumierten oder nicht.

Kiffen steht auch in einem Zusammenhang mit Kriminalität – zumindest bei Jugendlichen. In einem Bericht von 2009, den die Universität Zürich unter Leitung des Strafrechtsprofessors Martin Killias zuhänden des Kantons St. Gallen erstellte, wurden 5200 St. Galler Schüler über begangene Delikte sowie über ihren Drogenkonsum befragt. Dabei zeigte sich, dass kiffende Jugendliche deutlich mehr Diebstähle als nicht kiffende Jugendliche verübten. Auch neigten die Cannabiskonsumenten markant häufiger zu Vandalismus, zum Tragen von Waffen und zum Verkauf von Drogen. «Offensichtlich ist der Cannabiskonsum weniger harmlos, als das «friedliche» Image dieser Substanz hätte erwarten lassen», schrieben die Autoren des Berichts. *Alex Reichmuth*